In der Trümmerwüste von Shahumian in Berg Karabach leben nur noch eine Hand voll Menschen. Sie klauben Schrott aus der zerbombten 25000-Einwohner-Stadt. Foto: Seibel

Eine Schule kennen die Kinder nicht

Wir hoffen, dass die Welt nicht wieder zusieht", sagt Leonid Mardirosian, Pressechef des Außenministeriums von Berg Karabach. Vor zehn Jahren erklärte sich die armenische Exklave im Kleinen Kaukasus für selbstständig – Auftakt zu einem jahrelangen mörderischen Krieg mit Aserbeidschan und russischen Spezialeinheiten. Doch noch immer hängt das Damoklesschwert eines neuen Waffengangs über der Region, sieben Autostunden von der armenischen Hauptstadt Eriwan entfernt. Die PZ-Redakteure Olaf Lorch (Text) und Sebastian Seibel (Fotos) sind nach ihrem Besuch im August jetzt noch einmal nach Armenien gefahren – nicht nur, weil in Eriwan eine viel beachtete Ausstellung mit Arbeiten des PZ-Fotografen Seibel eröffnet wurde, sondern auch, um sich in der Enklave Berg Karabach umzusehen. *ol/tr*

In ganz Berg Karabach leisten die Minenräumer von HALO Trust ihre nervenaufreibende Arbeit. Rund eine halbe Million Blindgänger liegen noch in der Erde.

„Verrostet, aber scharf." Gena Petrosian wiegt eine Mörsergranate in der Hand. Einer seiner Leute hat sie eben aus der Erde geholt. Ganz langsam, ganz vorsichtig. Eineinhalb Meter neben der Straße. Dies ist sprengstoffverseuchtes Gebiet – wie viele in Berg Karabach. Rund eine halbe Million Anti-Panzerminen, Granaten, Bomben und Personenminen liegen noch im Boden – Relikte eines Sezessionskrieges, der vier Jahre dauerte, zehntausende von Einheimischen, ihren freiwilligen Helfern aus dem Mutterland Armenien und Auslandsarmeniern einerseits und Aserbeidschan, unterstützt von moslemischen Glaubensbrüdern aus der Türkei sowie OMON-Spezialeinheiten des russischen Innenministeriums andererseits, das Leben kostete.

Republik nicht anerkannt

In der Folge wurden armenische Minderheiten in Aserbeidschan vertrieben – ebenso wie die Minderheit der Aseris aus Berg Karabach und Armenien. 180 000 Menschen lebten in der Bergregion, 40 000 mehr als jetzt, verteilt auf vier Provinzen, die Hälfte in den beiden großen Städten Shushi und Stepanakert. Die Metropole hatte vor den kriegerischen Auseinandersetzungen 80 000 Einwohner. Heute sind es rund 50 000.

Wer nach der Fahrt über kaukasische Rüttelpisten, schneebedeckte Pässe, die nicht enden wollenden Serpentinen und durch den schmalen Korridor, der das Mutterland von der Enklave trennt, den provisorischen Schlagbaum nach Berg Karabach passiert und durch die Hauptstraße von Stepanakert führt, glaubt es kaum: Hier soll der Krieg gewütet haben? Hier, wo die Straßen gefegt sind, die Akkreditierungsstelle des Außenministeriums mit Computersoftware neuesten Zuschnitts versorgt ist, der Sprecher des Ministeriums diplomatisch vollendete Konversation pflegt, die Menschen gut gekleidet auf den Bürgersteigen spazieren und Graffiti an Betonwänden der Stadt optisch Leben einhauchen? Doch ein kurzer Abstecher in Hinterhöfe, in Seitengassen belehrt den Besucher eines Besseren: Mit dem wenigen Geld, das die von keinem Staat der Welt (auch von Armenien nicht) anerkannte Republik zur Verfügung hat oder von der im Ausland lebenden Diaspora gespendet bekommt, hat man versucht, die Zerstörungen zumindest in der Haupstadt zu beheben oder zu kaschieren. Das wahre Leben in Karabach sieht anders aus.

Es beginnt schon ein paar Kilometer weiter im Hinterland. Dort, wo gelbe Schilder an Zäunen vor Schusswaffen warnen – und Minen meinen. Dort, wo Männer wie Petrosian seit Jahren ihre Arbeit tun im Auftrag der von der internationalen Staatengemeinschaft finanzierten Minenräumorganisation HALO Trust. Sie entschärfen Blindgänger auf der ganzen Welt: in Afghanistan, Kambodscha, Eritrea, Mosambik, Angola oder Abchasien. Oder eben Berg Karabach. In kleinen Trupps fahren die Freiwilligen mit Sensoren vorsichtig über die Felder. Wenn es piept, beginnen die Männer unter ihren Helmen mit den Plexi-Schutzschilden vor den Augen und den Kevlarwesten über dem Oberkörper zu schwitzen. Sie beten, dass ihre Finger nicht zittern. Sie haben die Bilder vor Augen, was passiert, wenn eine der harmlos aussehenden Minen in die Luft fliegt, Gliedmaßen abreißt.

Billiges Material gesucht

„Wenn Ihr müsst, erleichtert Euch auf der Straße", warnt eine Frau, die ihren Bruder durch eine Personenmine verloren hat. Noch heute zerreißt es Schafe oder Schäfer. Oder Menschen, die in den Trümmern völlig zerstörter Städte und Dörfer Steine aus den Ruinen ziehen wie der 63-jährige Sarnik Hosepian. Er schichtet die Reste der bis 1992 rund 25000 Einwohner zählenden Stadt Shahumian auf kleine Haufen in der Hoffnung auf kleine Bauunternehmer auf der Suche nach billigem Material. Seit einem halben Jahr lebt er mit seiner Frau in einer Landschaft, die aussieht wie die Pforzheimer Innenstadt nach dem Luftangriff des 23. Februar 1945. Bisher hat er Glück gehabt. Doch schon morgen kann er auf einen Blindgänger treten. In den Trümmern wird man Fatalist.

„Was sollen wir denn machen?", sagt Angela Harutiunian, 60. Mit ihren Kindern und Enkeln klaubt sie seit sieben Jahren Schrott aus den Ruinen. Es gibt viel Schrott – von den abgeschossenen und ausgebrannten BTR-60-Schützenpanzern der Aserbeidschaner bis zu den Sprungfedern der inzwischen verrotteten Matratzen, der Eisenträger, der auf dem Kopf liegenden Lastwagen und Personenwagen. Zu dreizehnt hausen sie ohne Strom und Wasser in der Trümmerwüste. In Stepanakert wurden sie ausgebombt. Ein neues Zuhause in der Hauptstadt gab es nicht für sie. Also zogen sie hin, wo es keinen hinzieht. Eine Schule kennen die Kinder nicht. Und daran wird sich so schnell auch nichts ändern.

Emil war der einzige Sohn

Wieder ein paar Kilometer weiter. Langsam verlieren sich die Ruinen der Geisterstadt im Rückspiegel. Dörfer tauchen auf mit schlammigen Straßen, windschiefen Häusern, freundlichen, aber bitterarmen Menschen. „Hier", sagt eine Frau die angesichts der Fremden, die noch nie einen Fuß in diese Region gesetzt haben, „mein Sohn".

Zinar Kasparian, 64, verschwindet in ihrem Haus, kehrt mit dem Bild von Emil zurück und einer Bescheinigung der armenischen Regierung: Neun Mannschaftswagen des Kriegsgegners seien durch die von ihm gelegten Minen in die Luft geflogen, preist die Regierung seine Verdienste im Krieg gegen Aserbeidschan, zehn Kampf- und sieben Schützenpanzer. „Emil, den Professor", nannten sie den technisch versierten Jüngling. Als er selbst Minen räumen musste, schaffte er 25. Bei der 26. erwischte es ihn. Es war der 26. September 1992. Emil wurde 21 Jahre alt. Es war Zinar Kasparians einziger Sohn.

Mit dem Blick für die Menschen

Es war ein Medienereignis in der armenischen Hauptstadt Eriwan: Die Eröffnung einer Ausstellung mit Fotos des PZ-Fotografen Sebastian Seibel wurde von vier Fernsehstationen für ihre Nachrichtensendungen aufgenommen, und Journalisten von Radio und Zeitungen drängten sich um den 27-Jährigen.

Seibel und sein PZ-Kollege Olaf Lorch hatten im August über ihre Erlebnisse im verarmten ältesten christlichen Land der Erde berichtet. Rund 40 Fotos, die dabei entstanden, werden nun im Zentrum der christlich-humanitären Hilfsorganisation „Diaconia" in Eriwan präsentiert. Warum interessieren sich deutsche Journalisten für das Alltagsleben in Armenien? Eine Frage, die Sebastian Seibel immer wieder beantworten musste. „Die Leute hier machen es einem Fotografen sehr einfach, man kommt leicht mit ihnen in Kontakt", versicherte der gebürtige Kasseler, der seit drei Jahren für die „Pforzheimer Zeitung" arbeitet. Und Armenien habe es verdient, dass sich auch die deutsche Öffentlichkeit mit dem Land beschäftige. Die Ausstellungseröffnung wurde vom 50-köpfigen Synphonieorchester von Radio Eriwan mit klassischer armenischer Musik umrahmt. Der Direktor des staatlichen Senders Armen Amirian würdigte die Verdienste der PZ um die deutsch-armenische Freundschaft. Er erinnerte an das PZ-Forum im Oktober, an dem er selbst teilgenommen hatte und bei dem der Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkriegs offen angesprochen worden war. Olaf Lorch wies auf die fotografischen Leistungen seines Kollegen hin: Immer arbeite er mit einem Weitwinkelobjektiv, aber er baue keine Distanz auf zu den Menschen, die er fotografiere – im Gegenteil. Es gelinge ihm schnell, Vertrauen aufzubauen, was man beim Betrachten seiner Fotos auch spüre.

Umringt von Mikrofonen und Kameras: PZ-Fotograf Sebastian Seibel (Zweiter von rechts) bei der Eröffnung seiner Fotoausstellung in Eriwan. Foto: Müller

Für die deutschen Gäste gab es am Abend der Ausstellungseröffnung ein Festkonzert in der Staatsoper. Über 100 Mitwirkende präsentierten Werke des Komponisten Jakob Jambazian. Der Abend wurde vom privaten TV-Sender „Armen Akob" aufgezeichnet und wird zum neuen Jahr ausgestrahlt. Seibel und Lorch saßen in der Ehrenloge - üblicherweise der Platz des Staatspräsidenten. Und anschließend hatte Armen Amirian noch eine Überraschung parat: Die Fotos von Sebastian Seibel werden künftig bei „Armen Akob TV" zu sehen sein, jeweils zwischen den einzelnen Sendungen. *Jürgen Th. Müller*